

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

213 (13.9.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Das Hauptquartier der Wahlschlacht

Ein luxuriöser Saal bedient die Drehtür dieses großen Hotels am Hauptbahnhof in Berlin; keine komfortablen Lederstühle laden den Besucher zu geruhigem Verweilen ein, und kein sprachenfundiger Bedienter im Cut verbeugt sich vor dem Besucher am Empfangstisch. Das ist das Hotel „Lumberland“ — gewöhnlich. Heute sieht der Saal etwas öde und verlassen aus mit seinen nutzlos säubenden, überhöhten Briefkästen hinter dem Portierisch, an deren Füßen Zimmerstühle stehen, die Namen und Titel ihrer gegenwärtigen Inhabern tragen. Die Namen sind: Reichsminister, Staatssekretäre, Regierungspräsidenten, Rechnungsräte, Sekretäre, Amtsdiener, Beamte, und die Namen des Hotels zu lesen war, ist jetzt ein Privileg mit dem Reichsadler angebracht; und darunter steht: „Statistik Reichsamt“.

In den kommenden Tagen und Wochen wird dieses Haus, in dem die wichtigste Behörde Deutschlands untergebracht ist, zu ganz besonderer Bedeutung gelangen; denn es ist die Zentrale aller Dinge, mit dem 14. September zusammenhängen; es ist das Hauptquartier der Wahlschlacht, der Sieg des Reichswahlgesetzes, welches seit Bestehen dieses Amtes, das heißt seit den Wahlen zur Reichsversammlung 1919, ist kein Inhaber in Personalunion mit dem Reichsamt. Bis 1924 war es der Reichsminister, und seitdem hat Professor Dr. Wagemann die Funktion ausgeübt — sehr zur Zufriedenheit der Behörden und der Öffentlichkeit, denn über die Tätigkeit im Haus am Kurfürstendamm konnte keiner klagen, weder auf der Rechten noch auf der Linken.

Im Gespräch mit Herrn Doktor, dem Vorsitzenden des Wahlprüfungsausschusses und ersten Adjutanten des Professors, ergibt ein anderes Bild von der hier zu leistenden Tätigkeit, als es sich dem Auge darbietet. Hier gibt es keine komplizierten Schreibmaschinen für Stimmzettel, keine Wahlkörbe zur Aufnahme der Stimmzettel, keine Diktanden oder Telephonapparate zur Verbindung mit den Wahllokalen. In Wirklichkeit ist die Wahlorganisation im besten Sinne dezentralisiert. In 68 000 Wahlbezirken ist das Ergebnis der Wahl in ihren Stimmbezirken festgestellt, die 35 Wahlkreise Deutschlands melden das Resultat dem Wahlprüfungsausschuss, und hier wird dann die endgültige Zählung vorgenommen, die Zahl und Verteilung der Stimmen auf die Abgeordneten und Mandate festgesetzt. Aber auch diese Arbeit ist schon im voraus festgelegt, daß 43 Stunden pünktlicher Tätigkeit dazu erforderlich sind; vom 14. September, 5 Uhr nachmittags, bis zum 18. September, 12 Uhr mittags, muß die Hausarbeit abgeleistet werden! An dem oder Ausruhen ist für Herrn Doktor und seine Mitarbeiter dieser Zeit nicht zu denken. Dabei werden von hier aus einmal Auskünfte über die Ergebnisse der Wahlen erteilt; die Wahlprüfer und andere Neugierige müssen sich von der Reichsstatistikstelle bei der Reichswahlprüfung, die durch eine eigene Telefonleitung mit dem Reichswahlbüro in Verbindung steht.

Das endgültige Wahlergebnis ist 12 Tage später festzustellen. Dies hat noch ganz besondere Gründe. Bei der letzten Reichswahl wurden 428 000 Stimmzettel, also 1,3 Prozent, abgegeben, die Gültigkeit umstritten war. Laut Gesetz ist nämlich jeder Stimmzettel, der außer dem Kreuz neben dem Parteinamen den Namen des Wählers enthält, von der Zählung auszuschließen und dem Wähler zur Prüfung einzufordern. Hier kommt er in eine Gruppe, die nach Art der Zulassung eingeteilt sind, und ein reglementiertes Komitee entscheidet über die Gültigkeit. Man sollte es nicht möglich halten, wie viele Dumme es gibt, die der Meinung sind, gerechnet auf den Stimmzettel ihrer Begeisterung oder ihrem für oder gegen bestimmte Parteien besonders wirkungsvollen Ausdruck verleihen zu sollen! 80 Prozent der Wähler, die sich so einmischen, werden verworfen, und dies, indem sie ihren Zettel bewußt ungültig machen; durch Überkreuzen des ganzen Stimmzettels oder durch Abstreifen eines überkreuzten Teils, was wohl heißen soll, daß alle Parteien gleich zumörderlich sind, kann man sich für seine Partei einsetzen. Solche Wähler sind noch am harmlosesten, denn sie sind sich wenigstens auf den Boden der Verfassung und wollen ihr Wahlrecht nicht missbrauchen. Von ihnen Kinderabreden — sie ist am 13. September 1930 geboren — hat sie nachmals in einem Erinnerungsbuch in unmutiger Art berichtet. Demals schon verurteilte sie das Schreiben von Theaterstücken und Gedichten.

Mögliche dazu schreiben: „Seil Hitler!“ oder „Rot Front!“, oft mit Saatenkreuz oder Sowjetstern verziert. Andere wieder legen den ausgeschnittenen Wahlzettel ihres Leibblattes bei, bedichten die Rückseite des Zettels mit Iroschen oder patriotischen Versergüssen, malen die Karikatur des Gegenstandes oder des Gemeindevorsetzers auf das geduldige Papier.

Allen diesen Wählern sei gesagt, daß sie ihrer Partei und dem Reich einen schlechten Dienst erweisen; denn solche Stimmzettel sind von vornherein ungültig und werden — außer in besonders „leichtfertigen“ Fällen — nicht gezählt. Am bedauerlichsten aber ist es, daß dem Reich durch die notwendige Einforderung, Prüfung, Berichtserstattung dieser Zettel ganz unnötige, sehr hohe Kosten entstehen, die Durchführung der Wahlen würde nur einen Teil der Kosten verursachen, wenn derartige „Wahlzettel“ nicht vorkämen!

So ist also auch das Reichswahlbüro in der Reihe derer zu finden, die einen besonderen Wunsch an den Ausfall der Wahlen knüpfen. Und dieser Wunsch ist wohl leicht zu erfüllen; nicht mehr ist dazu erforderlich als ein wenig Nachdenken, eine kleine Portion guten Willens und das Bemühen der ersten Verantwortung, die am Tage der Wahl auf jedem Staatsbürger ruht.

Egon Larsen.

Marie v. Ebner-Eschenbach

Zum 100. Geburtstag der großen Dichterin am 13. September

„Frömmigkeit und Lust zu fabulieren —“ dies rühmt Goethe über Frau Uta, seiner geliebten und weisensüchtigen Mutter nach, Frömmigkeit und Fabulierlust mit lebensfroher Lust dazu gepaart: dies zeichnet eine Dichterin aus, die zu den größten Er-



zählern gehört, die in deutscher Sprache geschrieben haben: Marie v. Ebner-Eschenbach.

Als die kleine Gräfin Dubsky kaum 18jährig an den, einem alten Patriarchen des Nürnbergs entstammenden Freiherrn Ebner-Eschenbach, einem Verwandten, vermählt wurde, da hatte ihr junger Geist sich schon mit regem Mißgeschick geübt. Studieren, lesen, lernen, im alten Schlosspark von Ziblic bei Tieszen und Blumen träumen, war das Bild des früh Mutterliebe entbehrenden Kindes gewesen. Von ihren Kinderabreden — sie ist am 13. September 1830 geboren — hat sie nachmals in einem Erinnerungsbuch in unmutiger Art berichtet. Demals schon verurteilte sie das Schreiben von Theaterstücken und Gedichten.

Dann ging es an der Seite eines treuliebenden Gatten, mit dem sie eine harmonische Ehe verlebte, in die Welt hinaus. Man lebte in Wien, in den damals literarisch interessierten Kreisen der Aristokratie, in Fühlung mit dem Burgtheater. Ein oder das andere Stück gelangte zur Aufführung ohne besonderen Erfolg. Still noch außen, reich noch innen, ging Frau Marias Leben dahin. Und erst die reife, 45jährige Frau hatte sich ganz selbst gefunden. Mit ihren Erzählungen, die von 1875 an erschienen, stand sie mit einem Schloß als Prominente in der vordersten Reihe der deutschen Novellisten. Und von Jahr zu Jahr wuchs ihr Leserkreis und ihre Schaffenskraft. Reich an Ehre und Liebe, die ihr entgegengebracht wurde, geschmückt mit dem Doktorhut der philosophischen Fakultät, hat sie ihres reifen und weisen Alters Tage in Wien gelebt, wofür sie am 12. März 1916 starb.

In den Werken der Ebner-Eschenbach ist eine Seele vor uns ausgebreitet, die voll ist von dem Antigonewort: „Nicht mitzuleiden, mitleiden dich ich da!“ Durchlebt ist jeder kleinste Zug in diesen Erzählungen von einem Dichtergemüt, das sich verleiht in die Seelen derer, die da kämpfen und leiden. Die wahrhaftige Gräfin, abelig im guten Sinne, versteht es, ihren Standesgenossen den Spiegel der Wahrheit vorzubehalten, wie in der schauerlich-humoristisch vorgetragenen Geschichte: „Er läßt die Hand führen“, in welcher alle Schmach der Leibeigenschaft vor uns aufsteht. Ueberhaupt schwebt oft wie Weiterleuchten über buntnarbiger Landschaft über ihren Romanen eine feine Ironie, hin und wieder ins Wehmütige schillernd, wie sie so vielen bedeutenden Dostojewskiern — man denke nur an Grillparzer und Schnitzler — eigen ist. Menschenliebe, Mitleid mit allem Lebenden, starkes ethisches Empfinden: das sind die Leitsterne, denen die Dichterin folgt. Aber sie predigt nicht, sie gestaltet, nach dem Goethewort: „Bilde, Künstler — rede nicht!“ Beweise hierfür sind alle ihre Bücher: „Das Gemeindefeld“, ihr bedeutendster, von echt sozialem Geiste erfüllter Roman, „Lotti die Uhrmacherin“, „Die Treibhörn von Gomerlein“, „Bosena“, „Die Unverstandene auf dem Dorfe“, „Die arme Kleine“, „Dorf- und Schlossgeschichten“ — um aus der langen Reihe nur einige der schönsten Stücke herauszugreifen. Ja, und nicht zu vergessen ihre ebenso gemütvollen, wie tiefinnigen Tiergeschichten: „Die Spinne“, und „Kramhambull“, um nur zwei der allerhöchsten zu nennen. Diese Geschichten gehören in die Hände der Kinder und Jugendlichen.

Die Dichterin hat uns auch einen Band prächtiger Aphorismen geschenkt. Sie nennt sie den letzten Ring einer langen Gedankenreihe. Hier ein paar Proben, die wieder dartun, wie wahr jenes Wort ist, daß die größten Gedanken aus dem Herzen kommen.

„Der Geschickte gibt nach! Eine traurige Wahrheit. Sie begründet die Weltberühmtheit der Dummheit.“

„Der an die Freiheit des menschlichen Willens glaubt, hat nie geliebt und nie gehaßt.“

„Wer in Gegenwart von Kindern spottet oder lügt, begeht ein todeswürdiges Verbrechen.“

„Als eine Frau lesen lernte, trat die Fraufrage in die Welt.“

„Man darf nur klättern in den Büchern der Ebner-Eschenbach, und man wird auf Schätze stoßen, Kleinode des Gemüts, funkelnde Juwelen des Geistes. 100 Jahre nach ihrer Geburt ist diese seltsame Frau so lebendig, wie es Güte und Geist immer sind und sein werden.“

Allerlei

„Berlünung ohne operationen Einarriff. Dr. D. Zajicek, Oberarzt der k. k. Kaiserlichen Krankenanstalt in Baden bei Wien, hat vor wenigen Jahren ein Berlünungsmittel, das Bithormon, erfunden und damit bei seinen Patienten unerwartete Erfolge erzielt. Seine Hormontherapie wurde auch von Wiener und Berliner Ärzten klinisch-experimentell mit den verblühendsten Resultaten durchgeführt. Das Bithormon, eine organische Verbindung von Hormonen, pflanzlichen Mineralien und Vitaminen, wird dem Patienten in bläulicher Form zugeführt. Während mit den operativen Berlünungsmethoden meist nur eine Kräftigung einzelner Organe oder höchstens die Debung des körperlichen Allgemeinbefindens erzielt wird, soll es sich beim Bithormon um eine Wiederherstellung des ganzen Menschen handeln. Besonders sämtliche Organen wurden bei Schwächezuständen, Arterienverengung, Bronchialasthma, Impotenz usw., und zwar in jedem Alter festgestellt.“

Die Größe der Planeten. Die Erde hat einen Äquatordurchmesser von 12 755 Kilometer. In der Größe kommt ihr am nächsten die Venus mit einem Durchmesser von 12 063 km. Wesentlich kleiner ist der Mars mit 6752 km und der Merkur mit 4000 km Durchmesser. Die übrigen vier Planeten sind bei weitem größer als die Erde. Der Durchmesser des Neptun mißt 55 000 km, der des Uranus 60 000 km, der Saturn hat einen Durchmesser von 118 700 km und der Jupiter gar einen solchen von 145 172 km.

Die Toten ohne Kopf

Kriminalroman von Hans Regina von Kad

Copyright 1930 by Ernst Odenburg, Leipzig.

(Nachdruck verboten)

„Kudweife trank er seinen Kaffee, trank ihn eigentlich nur, weil er dann das Rauchen besser schmeckte.“

„Das genierst du eine Zigarette um die andere, als ob es ein Kaffee wäre, den Reford der über ihn zu brechen.“

„Wahrscheinlich, aber nichts von ihrer Existenz.“

„Die Schatten wurden schon länger — unterdrück er doch gar nicht, sagte, erhob sich und schlenberte zu seinem Kaffee.“

„Es galt, sich dem umgeschriebenen Gesicht des mondänen Mannes anzupassen, das für den Abend Smoking vorfiel.“

„Er hatte vor, den Abend im Kasino zu verbringen.“

„Es kam anders.“

„Der Hotel Monte Carlo-Polace meldete ihm der Concierge, daß ein Herr erwarte.“

„Der Herr war von dieser Mitteilung wenig erbaud; was in aller Welt sollte man schon wieder von ihm? Durfte er nicht einmal einen Tag an der Riviera Herr seiner Zeit sein? Sollte er hier eine Botenschaft seines Berufes erteilen?“

„Nicht, sein Programm gestört zu sehen und sein Programm lautete vorläufig: Nichtstun.“

„Überlegte in aller Eile, wie er sich drücken könnte — zu dem einen der Lederfauteuils der Hotel-Halle erhob sich, wie einer Bühnenverfänger, ein Herr. Er hatte beobachtet, wie der Concierge dem Detektiv Meldung von dem erhaltenen Besuch gemacht hatte.“

„Ich habe doch die Ehre, Herr Ralph.“

„Nicht, er sagte.“

„Doktor Mikosche Morel“, stellte sich der Besucher vor. Er sprach langsam, fast nie den Tonfall wechselnd, und die Worte tropften von seinen Lippen. Seine bedächtige Art zu sprechen ließ ihn wenig manieren.“

„Sie führt Sie zu mir, Herr Doktor?“, fragte Moon und sah sich seinen Besucher mit einem schnellen Blick. Er war gewohnt, von jedem, mit dem er zusammenkam, ein kritisches Urteil zu empfangen. Er gab viel auf den ersten Eindruck, den er empfing,

ist allgemein beliebt, hat, soviel mir bekannt ist, überhaupt keine Feinde.“

Der Fall reizte Moon nicht im geringsten und er zeigte keine Lust, sich durch so etwas seine an und für sich knapp bemessene Erholung verpaten zu lassen.

Wenn es sich wenigstens um ein ganz klein wenig kompliziertes Verbrechen gehandelt, wenn ein halbwegs ebenbürtiger Gegner herausfordernd gelacht hätte, da hätte er es trotz der faulsten Vorurteile schwer über sich gebracht, abzulehnen. Aber so —

„Ich behaupte, daß sie sich von Marseille vergeblich herbeimüht haben“, sagte er. „Doch bin ich überzeugt, daß die Recherchen ihrer Polizei bald Licht in die Angelegenheit bringen werden. Sicher wurde alles nur Mögliche unternommen und mein Eingreifen würde bloß verfrühen.“

„Ich bin nämlich sehr unbeliebt bei den Behörden!“ lächelte er.

„Ja, dann — ist es wohl zwecklos, weiter in Sie zu dringen, Herr Moon. Und lediglich, um meinen Auftrag zu Ende zu führen, übergebe ich Ihnen den Brief, den Frau Perraud an Sie geschrieben hat.“

Moon las. Aus verzweifeltstem Herzen beschwor Madeleine Perraud den Detektiv, ihr Beistand zu leisten.

Es war ihr wie eine Prüfung des Himmels erschienen, als sie gelesen, daß sich der berühmte Kriminalist in Monte Carlo aufhalte, das in wenigen Stunden von Marseille erreichbar ist.

Die sorgsamere Frau kammerte sich nun mit der letzten Hoffnung daran, daß Ralph Moon ihren Mann finden könne.

Daß die arme Frau in der qualenden Ungewißheit über das Schicksal ihres Gatten durchdringbar durchschauen müsse, war ohne weiteres klar. Doch erst beim Lesen ihres verzweifeltsten Briefes trat es ihm voll ins Bewußtsein.

Und so hart er sein konnte, wenn es galt, ein Verbrechen zu fassen, so weich konnte er auch sein.

In seine Erwägungen löste die schlappende Stimme Morels. „Ich bin demotiviert, jedes gewünschte Honorar zu bewilligen, Perrauds sind reich.“

Die Honorarforderung spielte bei Moons Entschlüssen nie eine entscheidende Rolle. Er war nicht unbedingt auf Verdienen angewiesen. Er distanzierte sich nicht auf dem Gebiete der Kriminalistik und ein Beruf ist nur, was einen ernährt. Zum Unterschied von den wunderbaren Helden vieler Detektivromane pflegte er also auch stets angemessene Forderungen zu stellen.

„Die Bemühungen der Polizei haben verfehlt.“

„Soweit ich gelesen habe, ist es doch gar nicht erwiesen, daß es sich um ein Verbrechen handelt?“

„Das allerdings ganz und gar nicht!“, beeilte sich Morel zuzugeden. „Ich kann mir das auch nicht vorstellen. Professor Perraud

ist allgemein beliebt, hat, soviel mir bekannt ist, überhaupt keine Feinde.“

Der Fall reizte Moon nicht im geringsten und er zeigte keine Lust, sich durch so etwas seine an und für sich knapp bemessene Erholung verpaten zu lassen.

Wenn es sich wenigstens um ein ganz klein wenig kompliziertes Verbrechen gehandelt, wenn ein halbwegs ebenbürtiger Gegner herausfordernd gelacht hätte, da hätte er es trotz der faulsten Vorurteile schwer über sich gebracht, abzulehnen. Aber so —

„Ich behaupte, daß sie sich von Marseille vergeblich herbeimüht haben“, sagte er. „Doch bin ich überzeugt, daß die Recherchen ihrer Polizei bald Licht in die Angelegenheit bringen werden. Sicher wurde alles nur Mögliche unternommen und mein Eingreifen würde bloß verfrühen.“

„Ich bin nämlich sehr unbeliebt bei den Behörden!“ lächelte er.

„Ja, dann — ist es wohl zwecklos, weiter in Sie zu dringen, Herr Moon. Und lediglich, um meinen Auftrag zu Ende zu führen, übergebe ich Ihnen den Brief, den Frau Perraud an Sie geschrieben hat.“

Moon las. Aus verzweifeltstem Herzen beschwor Madeleine Perraud den Detektiv, ihr Beistand zu leisten.

Es war ihr wie eine Prüfung des Himmels erschienen, als sie gelesen, daß sich der berühmte Kriminalist in Monte Carlo aufhalte, das in wenigen Stunden von Marseille erreichbar ist.

Die sorgsamere Frau kammerte sich nun mit der letzten Hoffnung daran, daß Ralph Moon ihren Mann finden könne.

Daß die arme Frau in der qualenden Ungewißheit über das Schicksal ihres Gatten durchdringbar durchschauen müsse, war ohne weiteres klar. Doch erst beim Lesen ihres verzweifeltsten Briefes trat es ihm voll ins Bewußtsein.

(Fortsetzung folgt.)